

Kämpfer der Scholle

Kämpfer der Scholle

Von Anna Kaiser

(Schluß)

Ita hatte unterdes auch ihr Gleichgewicht wiedergefunden.

„Ich hatte gleich dasselbe Empfinden, Herr Lintorf,“ entgegnete sie lächelnd. „Aber man begegnet so vielen Menschen, daß man gerade Namen so leicht vergibt.“

Ludwig von Friedenau, der trotz der großen Umwälzung in der diplomatischen Laufbahn ausgeharrt hatte, und ein glänzendes Rednertalent besaß, führte fast allein die Unterhaltung. Den beiden andern Reisenden war es recht. Sie hatten mit ihren eigenen Gedanken vollauf zu tun. Besonders Lintorf, der es nicht so bald begriff, wie eine hochgeborene Komtesse von Wendtburg so schlicht und selbstverständlich monatelang in seinem Kontor gearbeitet, seine Diktate in die Schreibmaschine getippt, in der Pause ihr einfaches Frühstücksbrot aus dem Umschlagpapier gegessen, in allem so ganz einfach und unternäig, wie die jungen Töchter seiner Beamten im Hauptkontor. Nun bewunderte er sie noch mehr. Der Mann, der solch einen lieben, tapferen Kameraden sein eigen nannte, war ein Beneidenswerter. Lintorf fühlte es zehnfach in dieser Stunde, daß er trotz großer Erfolge in seinem Leben das Beste nicht erreicht hatte.

„Ob es eine zweite Ita Wendtburg gibt,“ dachte er heimlich. Nein, nein, lieber Andern die Sonne lassen und sich selbst im Herbst vor Rauhreif hüten!“

Damit schüttelte er die Quälgeister ab und gab sich der Unterhaltung ungestrichen hin.

„Wendtburg,“ rief der Schaffner. Die Abteiltür flog auf. Auf dem Bahnsteig standen Gräfin Wendtburg und Baron von Brunneck. — Zwei Augenpaare begegneten sich. Lintorf griff sich zur Stirn und begriff nicht. Auch sein Sekretär Rudolf Brun — bei diesen seinen Edlen? Ja, ging denn die ganze Gesellschaft aus den Fugen?

Er nickte dem alten Herrn zu. Brunneck erwiderete überrascht und betroffen den Gruß. Lintorf wollte aufstehen und ein paar Worte sagen, aber da flog die Tür ihm vor der Nase zu. Er begriff auch, daß dem alten Herrn ein Erkenntnis wohl peinlich sein würde. Denn daß er auch jenen Kreisen angehörte, merkte er an der Art der Begrüßung. Er hörte, wie Ludwig von Friedenau sich zu ihm wandte: „Nun, lieber Baron, wie gehts auf Brunneck?“

„Himmel nochmal!“ Lintorf griff sich in die Haare. „Baron? Brunneck?“ Er mochte nicht weiterdenken. Es kam ihm ungeheuerlich vor, was er da zu ahnen begann. „Sollte — der Herr der alten Burg, von dem er noch lezthim gehört hatte, daß er ein menschenischer Sonderling und meist auf Reisen sei, sollte er als die Zeit als sein Untergewebener am Pult seines Privatkontors gesessen haben? Baron von Brunneck, Majorats-herr auf Schloß Brunneck — und Sekretär Brun — ein und dieselbe Persönlichkeit? — Brun — Brunneck! Schon der Name gab Verdacht. Man durfte sich zu heutiger Zeit doch über nichts mehr wundern. Wo alles in Welt und Reich wanted und brach und drüber und draner ging, wo die, die noch vor kurzen Jahren auf Adlerhöhen wohnten, nun in Gassen und Winkel hausten — und die aus den Winkeln und Gassen lachend und satt in ihren Nestern saßen, — da durfte es ihn nicht Wunder nehmen, daß er mal eine Zeitlang der Chef zweier aus der Hochzeit gewesen war. Er könnte sich sagen, er hatte es sie nicht empfinden lassen.

Ita und Brunneck nickten ihm noch einmal abschiednehmend zu. Friedenau winkte lebhaft und rief: „Auf Wiedersehen bei der nächsten Ebrofahrt!“

Lintorf sah den feinen Menschen nach, bis sie im Bahnhofsgang verschwanden. Mit dem Gedanken: Es gibt nur ein Fräulein Wendt, und auch dieses nicht mehr, überließ er sich seinen Betrachtungen über das kurioseste Kuriosum: Die Welt mit ihren Menschen und Geschicken.

Die Zeit kommt und geht dahin über Menschen und Welt.

Von der Wendtburg weht die Fahne mit dem Wappen des alten Geschlechtes. Ein wunder schöner verheißender Morgen liegt über der Landschaft und über der alten Feste, die wie einst ins Land hinausträumt.

Baron Brunneck und Gräfin Isolde sind am Abend vorher von der Friedenau herübergekommen und stehen nun spähend auf dem Söller.

„Sie kommen!“ ruft die alte Marie, die mit Peter und den beiden Getreuen von Brunneck unten an der Einfahrt steht, heraus.

Der alte Wilm, in der Burschenuniform, stramm, wie ein aktiver Dragoner,

Fridoline im Lilaseidenen, Peter in der aufgefrischten Livree und Marie im besten Sonntagsstaat, wie Heiligenfiguren auf Postamenten stehen sie da, als wüßten sie, daß sie der Rahmen sind für den Aufgang eines neuen, hoffnungsvollen Wendtburgergeschlechtes.

Felix-Wolf von Wendtburg-Friedenau, der junge Majorats herr, soll seinen Einzug halten auf seinem Erbe.



... wie Heiligenfiguren auf Postamenten
stehen sie da

Von den Bergen krachten die Böller. Die ganze Herrschaft nimmt Anteil an diesem bedeutsamen Feiertage.

Der Friedenauer Wagen fährt über die Zugbrücke.

Der Blick der jungen Frau an der Seite ihres Gatten schweift einen Augenblick über Wendtburger Land bis zur alten Kapelle unter den Linden. Ihr ist als sähe sie den Schatten eines Heimatlosen. . . Und vernähme das Raunen einer fernen Stimme: „. . . Wenn ein junger Wendtburg-Friedenau mich absößt. . .“ Ein inbrünstig Gebet kam ihr auf die Lippen wie an jenem Tage ihrer letzten Sonnenjahre: Der der Welt die Wunden heilt, möge sein in Gnaden pflegen, mög im fernen, fremden Lande, ihn geleiten und umhegen. . .“

Wolf Friedenau sah ihr liebevoll sorgend ins Gesicht. Er ahnte, was sie fühlte. Diesen Tag hatte sie gefürchtet, da sie

ihren Erstgeborenen in das Erbe eines Heimatlosen bringen wollte.

Er nahm ihr den Knaben aus den Armen und trug ihn an ihrer Seite, geführt von der Gräfin Mutter und Baron von Brunneck feierlich durch die Einfahrt, in die Heimat seiner Väter. In der Halle legte er ihn der Gräfin in die Arme: „Möge er ein rechter Wendtburg werden.“

Er wandte sich um. Das Opfer, das er mit seinem ersten Sohne dem Hause und Geschlechte Itas brachte, griff ihm schwer ans Herz.

Ita nahm seine Hand. „Tröste Dich, Liebster. Das hat der gute Felix um uns verdient.“

„Das hat er. Ich gönne ihm unsfern Jungen! Aber den zweiten behalten wir selber, gelst Brunneck?“

Lachend griff er den Baron am Arm.

„Und wann komme ich an die Reihe? Burg Brunneck schaut auch so jehnsüchtig zur Friedenau hinüber“, lams ein wenig tragisch zurück.

„O weh, wir armen Eltern! Ita, hast du es gehört? Solch eine Raublust! Und das nennt sich Freund? Mama Wendtburg, was soll man da anfangen?“

„Gottes Segen redlich teilen. Auf Burg Brunneck wird es ein Friedenau einmal herrlich haben. Sie hat ja schon wieder ein neues Gesicht! Über kurz oder lang wird der Brunnecker wieder mal ein Pult in der Ecke stehen lassen und auf der Erbscholle seinen Kohl bauen und seine Hirsche pflegen. Ich täts auch. Die Zeit ist ja wieder ein zahmes Kind geworden.“

Ita lächelte dazu und sah den „Kollegen“, wie sie Brunneck immer noch nannte, an: „Ja, auch Brunneck wird auferstehen, wie die Germania! Unsere Kinder — Euere Kinder!“

Damit nahm sie ihren kleinen Felix und ging in die Halle, wo die vier Getreuen warteten, den jungen Wendtburger zu sehen und einmal in die Arme zu nehmen. —

Es war drei Tage später. Friedenau und Brunneck wollten ihre Ferien auf der Wendtburg verleben. Die kleine Gesellschaft saß beim Vesperbrot auf dem Balkon.

Ita saß mit einer Handarbeit an der Brüstung, die Mutter neben ihr, Friedenau und Brunneck ließen den kleinen Jungen die ersten Reitversuche auf dem großen Bernhardiner machen.

Ita mußte an jenen Tagen immer an Felix denken. Ihrem Versprechen gemäß wollte sie mit dem Kleinen und der Mutter zwei Monate auf der Wendtburg bleiben. Wolf wurde die Trennung schwer, aber der Wunsch des Fernen war ihm heilig.

„Könnte Felix doch ein einzige mal seinen kleinen Patensohn sehen!“ seufzte die Gräfin. „Wüßte man wenigstens wo er ist! Keine Nachricht mehr nach nunmehr dreizehn Monaten.“

„Der Himmel führt ihn uns sicher zurück. Und das Heimweh. Kein Wendtburger hat je seine Scholle ganz vergessen können.“ Wieder ging Itas Blick hinunter zur Kapelle.

„... Wenn einmal ein müder Wandermann heimkommt zur Väterscholle ...“ rauschten ihr die Bäume zu.

Friedenau kam herzu. „Weiß Ihr es schon, daß Wendtburg — Ehrenfels, Felix Stammschloß, demnächst wieder bezogen wird? Ich weiß es erst seit gestern, mußte es erst mit mir verarbeiten, ehe ich es Euch sagte. Und ich wartete auch immer noch auf eine direkte Verlautbarung von Felix. Ein Ruheplatz für die müden Alten, die in der schweren Zeit alles verloren, wird das alte Schloß werden.“

„Mein Gott, was mag das bedeuten!“ rief Gräfin Isolde. „Da lebt er womöglich garnicht mehr.“

„Keine Sorge, Mama. Dann wüßten wir es. Aber so war er doch von jeher. Das Letzte gab er von sich. Er war allzu selbstlos für unsere selbstische Zeit.“

Die Gräfin sah sinnend zu Felix' großem Bilde über dem Flügel.

„Ja wie, er war? Sie nannten ihn einen Träumer. Ja, er war ein Träumer, im schönsten, edelsten Sinne. Alles, was schön und gut und — heilig war, davon träumte er.“

Ita sagte nichts. Sie war zu ergriffen.

„Wendtburg-Ehrenfels war ihm nie eine rechte Heimat,“ sagte Friedenau. „Er mied es fast. Was konnte der alte Onkel, dieser knöcherne Gelehrte, der zwischen Totenköpfen und Tierkadavern vegetierte, einem Knaben auch sein, an

dem alles Herz und Geist und Seele war? Seine Heimat war hier.“

„Möge es wieder so werden!“ sagte mit einem Seufzer Gräfin Isolde. —

Der Urlaub der beiden „Landräte“ des Kreises Friedenau war vorüber. Am Abend vor der Abreise saßen die Vier noch einmal gemütlich beisammen im Turmzimmer der Gräfin. Ita hielt ihren kleinen Felix auf dem Schoße. Der Kleine spielte jauchzend mit ihrem Medaillon.

Friedenau war still. Der Abschied von Weib und Kind bellemte ihn.

Es begann zu Dämmern. Da meldete Marie Besuch:

„Pater Cajetan.“

Einer sah den Andern an. Was mochte das bedeuten? Keiner kannte den Namen. Erwartungsvoll sahen alle zur Tür. Da trat der Pater herein, hoch und ernst, im schwarzen Habitus, auf der Brust das Missionskreuz.

Er ging auf die Gräfin zu und begrüßte sie. Als er die Namen der andern hörte, merkten alle, daß ihm keiner unbekannt war. Gräfin Isolde bat ihn, sich ihr gegenüber zu setzen. Sie wartete gespannt, was er zu berichten habe. Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß der Besuch irgendwie in Verbindung mit Felix stehen müsse.

Der Missionar sah sich mit Interesse in dem kleinen, gemütlichen Kreise um. Ernst ruhte sein Blick auf der lieblichen Freifrau und dem jungen Glück auf ihrem Schoße. Sie merkten, der Mönch müßte eine schwere Botschaft haben.

Pater Cajetan kämpfte mit sich. Hier war alles sonniges, herzwarmes Glück, trautes Stilleben. Sein armer Freund, — heimatfern und einsam hatte er nichts gefaßt, als Verzicht, Opfer, Kampf, Körper- und Seelenleid. Und endlich ...

Ein Schweigen, wie es wohl bedeutsamen Augenblicken vorausgeht, lag über dem kleinen Kreise. Endlich raffte der Gast sich zusammen und wandte sich zur Gräfin:

„Eine Mission führt mich hierher. Ein Gelöbnis, das ich einem lieben Freunde gab.“

„Felix!“ Die Gräfin rief es in Ahnen ihrer mütterlichen Liebe.

„Felix von Wendtburg, ja.“

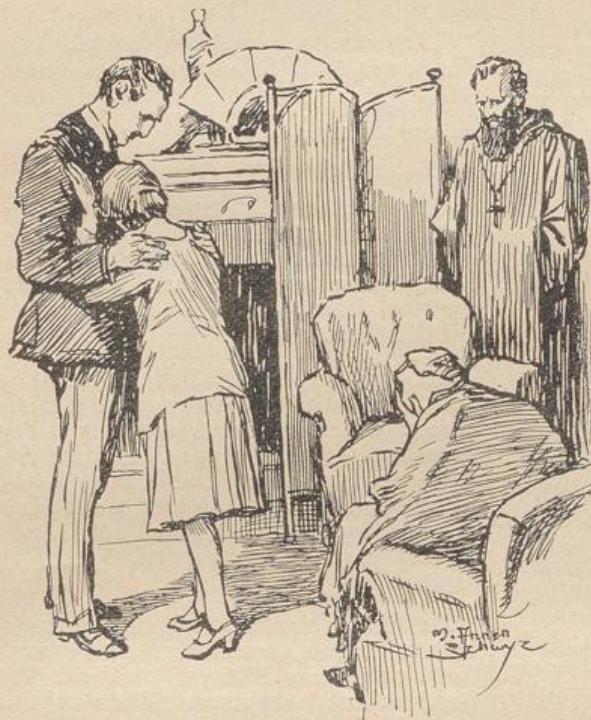
„Wie geht es ihm?“ Drei Stimmen fragten es gleichzeitig.

„Es geht ihm gut,“ sprach der Missionar mit eigentümlicher Betonung.

„Warum ist er nicht mitgekommen?“ frug Friedenau.

„Selber konnte er nicht kommen zum Hause seiner Väter. Aber dieses sendet er statt seiner selbst der jungen Freifrau von Friedenau.“

Er zog ein kleines, abgegriffenes, kreuzförmiges Medaillon aus seinem Habit und reichte es Ita.



Die Gräfin legte den Kopf in die Hände und weinte . . .

Die junge Frau tat einen Schrei und wurde totenbleich. Sie hielt ihr Kreuz in der Hand, das sie Felix am Firmungstage geschenkt hatte. In der Stunde, da er schied, wunden Herzens, da hatte er es ihr gezeigt, drunten an der Kapelle. Und was hatte er dabei gesagt?

„. . . Sollte es eher, als wir beide denken, zu Dir zurückkommen, so sei es Dir ein Zeichen, daß der Letzte der Wendtburger . . . vielleicht der ruheloseste . . . endlich Ruhe gefunden hat. . . Und Du bete ein Memento für seine Seele. . .“

„Er ist tot!“ rief sie mit zuckenden Mund und sah den Pater beschwörend an, daß er „nein“ sage. Aber Pater Cajetan sagte nicht nein. Er nickte nur.

Da wußten sie alle, daß der Letzte Wendtburger nicht mehr war.

Schweigen, lang und schwer.

Die Gräfin legte den Kopf in die Hände und weinte fassungslos.

„Tot? Felix tot?“ schluchzte Ita auf. Sie gab der eintretenden Marie den Knaben, legte den Kopf an die Schulter ihres Mannes und weinte ihren Schmerz an seiner Brust aus.

Auch Friedenau war so erschüttert, daß er kaum nach den nächsten Umständen fragen konnte. Brunnec ging unbemerkt hinaus. Er hatte den Toten nicht gesehen, aber sein Geschick ergriff ihn schwer.

„Wie war das nur möglich?“ frug Friedenau schließlich. „Der Graf war doch gesund und stark wie eine Eiche. Ist er denn frank gewesen?“

Der Pater nickte. „Kennen Sie den wilden Südwest mit seinen noch wilderen Menschen? Der Herr Graf kannte sie, besser noch als ich. Aber ihre ganze ungebändigte Kanibalennatur kannte auch er nicht. Dr. Helstor, der erste Laie, der als Missionarzt in unserem Distrikt kam, brachte uns den edlen Mann mit. Als einfacher Felix Wendtburg begleitete er ihn durch das wilde Urland, durch den undurchdringlichen Busch, in die schmutzigen Hütten und Höhlen der Eingeborenen. Als Dr. Helstor Abschied nahm, blieb der junge Graf. Der rauhe Südwest wurde seine Heimat. Mit dem Krankenbruder ging er Tag für Tag bis in die entlegsten Schlupfwinkel der Arimen, auch zu den Ausgestoßenen, Stammverfeindten, ging in die Höhlen, in denen das Fieber häuste und der schwarze Tod.“

Der Pater schwieg ein Weilchen. Die Erinnerung überwältigte ihn. Kein Laut war im Zimmer, als das leise Weinen der Frauen und Friedenau's schweres Atmen. Keiner schaute auf, — keiner fragte.

„Wir, die wir Habit und Missionarkreuz tragen, standen bewundernd vor solch edlem, heroischen Menschentum,“ fuhr der Missionar fort. „Eines Tages hörten wir, daß eine alte, verstockte Göttelpriesterin im Sterben liege. Unverzüglich ging der mutige Graf mit dem Bruder zu der unheimlichen Stätte, die

selbst die Eingeborenen wie eine Wohnstatt der Teufel mieden. Nur Gott weiß, was er an der alten Zauberin getan, wie er mit Heldenmut ihr Geschwüre verband, wie er ihren von Giften und Hexentränken verbrannten Körper pflegte. Dieser Heroismus schenkte uns auch die Seele der Götzendiennerin. Ehe sie starb, rief sie zum Gott jener Männer, die in ihr Elend gekommen waren und ihr beigestanden hätten, wie sie es in ihrem Stämme nicht bei Vater und Mutter gesehen. Ich wurde zu einem andern Sterbenden gerufen und ließ den Grafen mit dem Bruder in der Hütte zurück.

Wieder schwieg der Mönch geraume Weile, um sich für das Schwerste zu sammeln. Nach und nach war es ganz dunkel geworden, aber keiner dachte daran, Licht zu machen. Im Schlosspark sang eine Nachtigall ein schwermütiges Abendlied. Die alten Linden auf dem Burghofe rauschten. Der alte Peter läutete die Glocke zum Angelus, ahnungslos, daß er seinem unvergesslichen Herrn zum ewigen Feierabend läutete.

Als das Glöcklein schwieg fuhr der Priester fort.

„Der Herr Graf hatte, ganz erfüllt von seiner Liebesarbeit, nicht an den teuflischen Fanatismus der Genossen der Zauberin gedacht. Als er sich zum Gehen umwandte, traf ihn meuchlings ein Schlag ins Genick. Das war die Rache des Götzendienstes, dessen beste Reichtumsquelle, die Wahrsagereien des alten Weibes, die verhafteten Bleichen verstopft hatten. Der Graf brach blutend zusammen. Der Bruder eilte ihm zu Hilfe, aber im selben Augenblicke sank auch er schwergetroffen nieder.

Sie lebten beide noch, als wir sie unter dem Klagen der Eingeborenen heim zur Mission brachten. Der Bruder starb nach einer Stunde. Graf Felix durften wir noch zwei Tage bei uns haben. Da erst haben wir ihn ganz erkannt, wie er innerlich groß war und welch ein reiches Herz und einen hochfliegenden Geist wir mit ihm verloren. . . .“

Ita schluchzte schmerzlich auf, und der Missionar schwieg.

„Wäre er doch bei uns geblieben! So jung ins Grab sinken Mutter! Und in welch ein Grab! Unter Wilden in falter Fremde!“

„Auch dort ist Gottes Acker, und auch jene einsamen Gräber unter Palmen beseht seine Sonne und überschwebt sein Geist,“ wandte der Pater sich ernst zu der jungen Gräfin. „Vielleicht war der Geist unseres edlen Freundes zu hochstrebend, so daß er die Wolken durchdringen mußte, um eine Heimat zu fin-

den, die ihm gab, was er hier nicht finden konnte.

„Sie haben recht, Hochwürden,“ sagte merkwürdig gesagt Gräfin Wendtburg. „Hier hätte er sie doch nicht gefunden. Er hat es nun besser als wir alle.“

„Erst in seinen letzten Lebensstunden erfuhren wir seinen Namen,“ fuhr der Pater nach einigem Schweigen fort. „Schlicht und einfach wie er sich gab, ahnte keiner von uns, daß seine Wiege in einem Schlosse gestanden hat. Und auch da verrieten es uns nur seine Originalpapiere. Die Abschriften, die wir in Händen hatten, lauteten alle nur auf Felix Wendtburg. Er schämte sich wie ein Kind, als wir hinter das Geheimnis kamen. Und dann sagte er mir seinen letzten Wunsch auf dieser Erde.“

Er sah zu Ita hin. Es mußte ihn ein Ahnen überkommen von der hohen Gewalt einer Liebe, die als Gottesfunke Menschenherzen durchschlämt und durchglüht, die himmelstürmend beglückt in der Erfüllung, im Verzicht aber schmerzlich läutert, alles Niedere verbrennt und aus leidversengten Tiefen heraus adelt, reift und das Herz weit und liebreich und großmütig und verstehend und allumfassend macht für fremdes Erleiden.

„Ich stand vor meiner Europareise,“ sprach Pater Cajetan weiter. „Das wußte der Graf. Da übergab er mir sein letztes Lebewohl an die Heimat. Jenes Kleinod soll es den seinen sagen, daß er glückliche Heimkehr gefunden habe.“

Dem Pater wurde die Stimme rauh und er hustete manchmal, um sie zu behaupten. „Ein Memento soll ich ihm halten in dem lieben alten Gotteshause, das ihm von Kindheit an teuer sei. Und der jungen Freifrau Friedenau soll ich sagen —“

Er lächelte dem jungen Paare zu. „. . . daß ein Sohn der Friedenau seinen Namen trage. Wie ich vernahm, ist die Tatsache bereits der Bitte des Verklärten zuvor gekommen. Es lebt bereits ein junger Graf Felix.“

„Und daß auf der Wendtburg tagtäglich ein Hungrier gespeist werde an seiner Statt. Das ist das Testament des Letzten von der Wendtburg.“

Die Drei reichten dem Mönche ergriffen und wortlos die Hände. Es war ein Gelöbnis für alle Zeiten.

„Und dann?“ fragte Ita mit von Weh bebenden Lippen.

„Dann haben wir ihn begraben, unter einem alten Urwaldriesen. Dort hatte er sich selbst eine überdachte Bank gezimmert. Stundenlang saß er dort und sann und grübelte, wie er seinen wilden, oft ungebärdigen Patienten noch besser hel-

sen könnte. Hunderterlei Kräuter trug er hier zusammen, und ein jedes Kräutlein sollte einen Schmerz oder eine Wunde seiner Schwarzen Pfleglinge heilen. Dies Plätzchen hatte er lieb, und da hat er auch zu ruhen verlangt."

Ita schaute mit dunklem Blick hinaus über Wendtburger Land, über das ein vom Licht der längstverjunkten Sonne verklärter Abend sank. Sie sah die Zypressen über der Wendtburger Familiengruft sich leise im Winde bewegen. Ob ein Engel mit dem Palmzweig es den Schlafenden drunten heimlich zugebracht hatte, daß der Letzte der Wendtburger heimgegangen sei, und daß er — vielleicht? — größer gewesen als sie alle, die da in kostbaren Särgen zwischen Schild und Schwert ruhten —?

Oder fragte in ihrem wehmütigen Rauschen die heimatferne Seele des Toten:

„Letzte Kunst, sogar die letzte, ward nach Mühsal und Beschwerde — mir versagt, die allerärmste: „Schlaf im Schoß der Heimaterde. . .“ „Gott, der du die Geschicke der Men-

schen in rechtleitenden Vaterhänden hälst, auch das seine, gib ihm bei dir ein besseres Glück, als ich ihm hätte geben können. Ich war seiner nicht wert.“ betete sie lautlos, und auf ihre im Schoß gefalteten Hände fielen Tränen.

Wolf Friedenau stand auf. „Er war der Beste von uns Allen,“ sagte er. Seine Stimme war heiser und kaum verständlich. Er krampfte im Rücken seine Hände ineinander, ging ans Fenster und schaute hinaus in die ungewissen Dämmerungen. Er sah, daß für jedes arme Tageslicht, das hier unten auf der Erde erlosch, eine unsichtbare Hand oben am Himmel tausend ewige Sterne anzündete.

Der Mönch war still gegangen. Und Wolf fühlte die zuckende Hand seines Weibes in der seinen. „Für uns ist er dahingegangen, für unser Glück,“ flüsterte sie und schluchzte weh auf.

„Und ist doch glücklicher als wir.“

„Er ruhe im Frieden!“ Durch die hohen Fenster grüßten die Sterne, wie die Grüße eines Heimatlosen, der daheim war.



Missionsbrüder!

Neue große Missionsgebiete sind der Mariannhiller Mission in Südafrika vom Apost. Stuhl anvertraut worden. Da braucht der Missionar zum Aufbau von Stationen und Kirchen Laienbrüder. Opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse, ihre Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen, sind herzlich willkommen!

Aufnahme finden junge Leute von 16 $\frac{1}{2}$ bis 35 Jahren, mit körperlicher und geistiger Gesundheit und festem Charakter.

Anmeldungen richte man an

**H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph
Reimlingen, Bayrisch-Schwaben oder**

**H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul
Post Walbeck, Rheinland.**

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission, Würzburg, Bleicherring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben